

Ueber ein Stündlein.

Von Paul Geyse.
Gulde, gedulde dich feil!
Ueber ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.

Der goldene Baum.

Ein Märchen von Ewald Leopold.
Jung und neuerheiratet waren sie,
und sie bewohnten ein weißgetaltes
Häuschen dicht an einem großen
Walde.

schaden, wenn Du auch einmal Dein
Gehirn ein wenig gebrauchst und ein
Goldbaum wirst!

„Solange ich es ertragen kann,
werde ich schon aushalten,“ versicherte
der Mann. „Aber eins will ich Dir
sagen: Wenn es sich nicht um Dein
Glück handelt, würde ich nie den
Mut haben, das alles über mich er-
gehen zu lassen.“

„Das fehlte bloß noch,“ sagte die
Frau unwillig. „Du bist doch kein
Freiwillig! Nach Dir doch nicht
schlechter, als Du bist!“ Und sie
strahlte geradezu vor Neugier und
Erwartung.

„Dann kam die Fee.
„Ich habe schon mit ihrem Mann
gesprochen,“ sagte sie zu der Frau
und legte einen großen schwarzen
Seidenbeutel auf den Tisch. „Ich
würde sehr gern etwas für Sie tun.
Aber ich will Sie noch einmal darauf
vorwarnen, daß es außerordentlich
schmerzhaft ist, ein Goldbaum zu
werden. Das kostet Blut. Nach der
Verwandlung fließen von Zeit zu
Zeit ein paar Blutstropfen aus der
Krone des Baumes, die erlaube ich
mir in dieser kleinen Flasche zu sam-
meln. Einen anderen Lohn verlange
ich für meine Bemühung nicht. —
Nun, wollen wir jetzt einen Versuch
machen?“

Und nun berührte die Fee den
Mann mit ihrem Zauberkraut, und
im selben Augenblick stand ein Gold-
baum da, schöner und reicher als der
bisherige, bis zur Erde bedeckt mit
reinem Gold.

Die Frau begann sofort, den
Baum zu schütteln, und bei ihrem
Eifer passierte es ihr, daß sie einen
Zweig abbrach. Aber sie achtete nicht
weiter darauf, so eilig hatte sie es
mit dem Einsammeln des Goldes.

„Sie dürfen nicht zu heftig vor-
gehen,“ sagte die Fee. „Was Sie
heute nicht einsammeln können, damit
hat es ja Zeit bis morgen. Jeden
Tag wachsen die Goldstücke nämlich
von neuem. Mit etwas Behutsam-
keit und Behendigkeit können Sie ein
und auch zwei Jahre lang Ertrag
aus dem Baume ziehen. Aber Sie
dürfen nicht die Zweige abbrachen,
denn dann riskieren Sie, daß Ihr
Mann für Lebenszeit Invalide
wird.“

„Kann ich ihn so ohne weiteres so
stehen lassen?“ fragte die Frau be-
stürzt.
„Warum denn nicht?“ erwiderte
die Fee.
„Denn wenn mein Mann wieder
Mensch wird, dann wird er sich nicht
leicht dazu bewegen lassen, sich wieder
in einen Goldbaum zu verwandeln,
fürchte ich. Er soll deshalb ein paar
Tage so stehen bleiben, und ich will
abwarten. Er stirbt doch wohl
nicht davon?“

„Soll ich nun auch noch Vorwürfe
bekommen?“ fragte die Frau. „Wenn
Sie meinen, daß er Schaden erlitten
hat, dann, finde ich, können wir ihn
ja ebenso gut stehen lassen, wie er
steht.“

„Ich hatte für nichts,“ sagte die
Fee. „Aber wir wollen in den Garten
gehen und einmal nachsehen, wie
er sich ausnimmt.“
„Ich habe nicht den Mut, ihn zu
sehen. Ich will ihn nicht sehen!“
Da ging die Fee allein in den
Garten. Die Frau und der Sekretär
sahen inzwischen im Hause und
schmiegten sich dicht aneinander. Da
hörten sie in weiter Ferne jemand
jammern und stöhnen.
„Das ist mein Mann!“ schrie die
Frau.
„Sind Sie denn nicht Witwe?“
fragte der Sekretär verblüfft und
spähte nach einem bequemen Aus-
gang.

„Nicht ganz,“ flüsterte sie er-
schrocken.
Sie hörten jemand die Garten-
treppe hinaufwanken, und jetzt vernah-
men sie die tröstende Stimme der
Fee.
Die Tür ging auf, und auf der
Schwelle stand ein taumelnder, zit-
ternder Greis, der mit seltsamen, er-
löschenden Augen starr vor sich hin
blinnte.
Als der Greis die beiden da drin-
nen sah, sagte er an sein Herz und
sank plötzlich zusammen.
„Nun sind Sie von ihm befreit,“
sagte die Fee. „Freuen Sie sich dar-
über, er wäre doch nie wieder Mensch
geworden.“

„Schluchzend warf sich die Frau
über den Toten. Ihr Gewissen er-
wachte, und sie hatte so grenzenloses
Mitleid mit sich selbst.“

Dann erhob sie sich langsam und
wandte sich zu dem Sekretär, der
ganz zerknirscht dastand.
„Nun müssen Sie Goldbaum
sein,“ flüsterte sie fast unhörbar.
„Zeigen Sie mir, daß Sie mich eben-
so lieben wie der, der dort liegt. Sie
haben mir so oft erzählt, daß Sie in
den Tod für mich gehen könnten.
Nun nehme ich Sie beim Wort. Le-
ben Sie wohl, mein Freund.“

Den Sekretär überließ ein Schäu-
der.
Dann ging die Fee mit dem Un-
glücklichen langsam in den Garten
hinab.

„Ein wichtiger Gaunerstreich.“
Hin und wieder geschieht es wohl,
daß selbst den im amtlichen Verkehr
mit Gaunern recht gewitzten Herren
vom Gericht von diesen ein Schnip-
pen geschlagen wird. Von einem sol-
chen Fall, der sich in einem Vorort
von Kopenhagen ereignete, wird be-
richtet:

Im Vorzimmer eines Amtsrichters
erschien ein Mann mit einem Brief,
der er dem Gerichtsdienere übergab mit
der Bitte, das außerordentlich wich-
tige und eilige Schriftstück dem Herrn
Amtsrichter sofort zu übergeben. Der
Gerichtsdienere kommt der Aufforde-
rung nach. Der Amtsrichter öffnet den
Brief. Er enthält nur die Worte:
„Sollte es wohl geben?“ Der Amt-
richter dreht und wendet das Schrei-
ben, aber weiter ist nichts zu ent-
decken. Er schüttelt den Kopf. Dann
fragt er zu dem Gerichtsdienere: „Ru-
fen Sie doch den Mann herein!“

Höhe 113.
Eine Manöverkure von G. E.
Ermisch.
„Also, Herr Leutnant, sehen Sie
dort links von dem Kirchturm den
Berg?“
„Vfjehl, Herr Oberst!“
„Diesen Berg, es ist nach der Kar-
te die Höhe 113, werden Sie mit
einer „Handvoll“ Leute besetzen und
jede verdächtige Bewegung, feindliche
Patrouillen, Flieger usw. sofort mel-
den!“

„Vfjehl, Herr Oberst!“
Der schon etwas angejahrte Kom-
mandeur, etwas rundliches Bäuchlein
durch die Feldbinde wie in zwei Teile
geschnitten war, wandte sich, riefige
Rauchwolken aus seiner Zigarette vor
sich herlosend, wieder dem Inneren
seiner Zehlföhle zu.

Es ist immer gut, Eile zu heucheln
und zu tun, als ob man sich vor lauter
Pflichterführung mehrere Beine aus-
streifen wollte — solange man sich im
Gesichtswinkel von Vorgesetzten be-
findet.

Um die Ede aber sieht selbst ein
Oberst nicht und das ist gut.
Nach einigen Galoppjahren fiel
Leutnant Scharfenbed in gemittl.
Schlenderst. Gemächlich holte er
sein Gut aus der Hantelstasche, zün-
dete sich eine Zigarette an und schritt
langsam und würdig mit nachschlei-
fendem Säbel, beide Hände in den
Taschen seiner selbstbarren Livree
bergabend durch das Bivoualager sei-
ner „Befehlung“ zu.

Überall rauchte und roch es nach
schönen Erbsuppen. Die Leute sa-
gen auf der Erde, spalteten Holz,
gruben Kochlöcher, schälten Kartoffeln,
schleppten Wasser in den Koch-
geschirren und Wasserfäden heran,
schertzen, lachten, rauchten oder schlie-
fen. Man sah es ihnen an, unter
diesen freudlichen Neben Umständen
waren sie wieder gern Soldat.

Nur der arme Felig Scharfenbed
durfte dieser Freuden des Lagerle-
bens nicht teilhaftig sein. Ein Hö-
herer hatte es anders und tüchtiger
gewollt.

Statt der warmen Abendmahlzeit,
die der grasgrüne Fährlisch im
Schweife seines Angefächts hinter
dem Offizierszelt zusammenbraute,
hielt er nun mit schiefhängendem
Magen über knietiefen Sturzader
„kippeln“. Und während der Rabi-
len und die anderen sich an der
Weinliste göttlich taten, mußte aus-
gerechnet er, Leutnant Scharfenbed,
auf Patrouille ziehen, nach dem
Sprichwort: „Den Jüngsten heißen
die Hürde!“ Immerhin war es eine
große Gemeinheit.

Nach Ablauf weniger Minuten
waren drei Leibesgefährten, Leute,
die bei dem Feldwebel ein großes
Schuldbonto hatten, ausgewählt, den
Leutnant zu begleiten. Mit muskeln
Geschieren knallten sie sich den „H-
fen“ auf den Rücken, stülpten Kra-
chen den Helm auf und trotzt-
schwerfällig mit trummern Knien hin-
ter ihrem Führer her. Ein Hagel von
ironischen Bemerkungen folgte ihnen.

Jugendwo hatte er mal was ge-
lesen von Parlamentären, auf dem
nicht geschossen werden darf.

„Gestatten Sie, daß ich mich ver-
stelle — Scharfenbed.“
„Eh Dorf,“ sagte es hinter den gel-
ben Camofachen, richtete sich auf und
wischte sich die verschlafenen Augen.
„Wie Sie an meiner weißen Fah-
ne sehen, komme ich zu Ihnen, um
mit Ihnen zu unterhandeln wegen
Räumung dieser Höhe!“

„Ja, das wird sich aber schwer ma-
chen lassen, Herr Kamerad!“ saate
der andere und erhob sich langsam.
„Ich habe nämlich den ausdrücklichen
Befehl von hier aus Meldungen zu
schicken und bin froh, daß ich endlich
oben bin!“

„Genau dasselbe soll ich auch.
Und einer von uns ist zuviel hier,
nicht wahr?“

„Ja, ja, das schon! Donnerwet-
ter, was machen wir nun? Halt, ich
hab's. Ich will einen Versuch ma-
chen, lieber Herr Scharfenbed, so war
doch Ihr Name? Wie wäre es, wenn
wir beide so recht gemütlich auf die-
ser wunderschönen Höhe blieben und
beide unsere Oberhäupter mit ff. Mel-
dungen beglückten. Was ich nicht
weiß, wissen Sie vielleicht, und was
ich weiß, sage ich Ihnen!“

Und so geschah es. Freund und
Feind legten sich ins weiche Gras,
untersuchten ihren gegenseitigen Pro-
viant, teilten Lebensmittel, Cognac
und Zigaretten reiblich miteinander
und schrieben dann, als sie ihr Mahl
beendet hatten, „aus purer Kamerad-
schaft“ als Defekt einige Meldungen an
die jeweiligen Vorgesetzten.

Noch niemals verlief ein Manöver-
tag so schnell und ohne Zwischenfälle.
Alles klappte wie am Schnürchen.
Die Truppen brauchten nicht erst 50
mal aneinander vorbeizulaufen oder
sich wie eine „Kassenschiele“ zu dres-
chen, alles, die Kavallerie, die Infan-
terie, die Bombardiere, die Motor-
fahrer und die Flieger wurden von
der Meßbefehl auf Höhe 113 auf
das prompteste beiebt.

„Es ist wirklich eine Freude,“ sa-
gte am folgenden Tage Seine Erz-
zellenz zu dem neben ihm stehenden Ad-
jutanten, „die Truppen sehten zu se-
hen. Wie hervorragend die beiden
Führer über die Bewegungen des
Gegners orientiert sind.“